



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst Rietschel. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ernst Rietschel.

1.

Ernst Rietschel war am 15. December 1804 zu Pulsnitz geboren. Pulsnitz, die Geburtsstätte des Schöpfers der Lessingstatue, ist von Camenz, der Geburtsstätte Lessings, nur zwei Stunden entfernt.

Rietschel stammte aus einer braven, aber armen Handwerkerfamilie. Sein Großvater war Seilermeister in Pulsnitz gewesen, sein Vater war Beutler oder Handschuhmacher; in späteren Jahren erhielt er zu diesem Erwerb, der in dem kleinen Landstädtchen kümmerlich genug war, das Rüstleramt. Im Vater waren die Züge des Sohnes bereits ganz bestimmt vorgezeichnet; Rietschel pflegte oft in dankbarster Erinnerung von ihm zu erzählen. Es ist ein rührendes Bild schlicht deutscher Bürgerlichkeit, wenn wir hören, wie der arme bildungsbedürftige Mann, der in seiner Jugend große Lust zum Studiren gehabt hatte, dies aber wegen seiner Mittellosigkeit hatte aufgeben müssen, überall nach Büchern herumsucht und sich zu diesem Behuf sogar eine kleine Leihbibliothek anlegt, wie er seinen Freunden und Nachbarn ein vorsichtiger Rathgeber und Helfer ist und wie er fern von jeder Frömmelei, aber voll tiefen Gottvertrauens nicht bloß allsonntäglich in die Kirche geht, sondern auch stille Hausandachten hält und jeden Morgen und Abend sein geistlich Lied singt, in welches Frau und Kinder freudig miteinstimmen. Die Mutter war sanft und in sich gekehrt, bescheiden und unermüdlich thätig; emsig darauf bedacht, durch Nähen und Krankenpflege in fremden Häusern das Ihrige zur Aufrechterhaltung und Förderung des kleinen Hausstandes beizutragen. Wer von Dresden nach Camenz geht, betrete den dicht an der Straße liegenden Kirchhof zu Pulsnitz. Sogleich am Eingang desselben, an der rechten Seite, findet er ein Grab, das die sterblichen Reste von Rietschels Eltern umschließt. Der Sohn hat in kindlicher Liebe das Grab mit deren Porträtreliefs geschmückt. Es sind ehrsame, schlichte, tüchtige Bürgergesichter; der Vater hat ganz und gar die Gesichtszüge seines Sohnes, nur herber und derber. Schöner und tief empfundener hat wol nie ein Sohn seine Eltern verherrlicht. Die Formengebung ist, wie es in der Natur Rietschels lag und wie es gerade hier

Grenzboten II. 1861.

dem Stoff so durchaus angemessen war, in der scharfen Individualisirung der altdeutschen Meister gehalten, aber geläutert und gehoben durch das feinste plastische Stilgefühl, durchglüht von der liebevollsten Wärme und Innigkeit.

Der Trieb zur bildenden Kunst erwachte im Knaben schon früh. Bereits in das vierte Jahr fallen die ersten Versuche zu zeichnen. Für Vater und Sohn war es die höchste Freude, wenn es gelang, einige Pfennige zum Ankauf eines Bilderbogens zu erübrigen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß in dem kleinen Städtchen ein freilich sehr unzulänglicher Zeichenlehrer, Namens Köhler, lebte, der den talentvollen Knaben unentgeltlich in seinen Unterricht aufnahm. Bald wurde aus dem Schüler der bereitwilligste Gehilfe. Noch jetzt befinden sich auf dem Schießhause zu Pulsnitz einige Scheiben, welche Nietschel in jener Zeit gemeinsam mit seinem Lehrer für das Prämienschießen malte. Nietschel wurde das Factotum für alle Dinge, wo Pinsel und Farbe nöthig waren; er malte Modelltücher zum Sticken, kleine Transparente mit Tempel und Opferflammen zu Geburtstaggesehenken, Wappen und Schilder, Stammbücher und Neujahrswünsche, und konnte mit diesem Erwerb schon manches Schärflin in den Haushalt der Eltern legen. Der Unterricht, welchen der Knabe genoß, war der gewöhnliche Unterricht der Elementarschule; doch durfte er den lateinischen Stunden, welche der Prediger seinen Söhnen erteilte, beiwohnen. Nietschel hat mir mehrmals mit leuchtendem Augen erzählt, wie in dieser engen Jugendzeit die Poesie, die in ihm wohnte, vornehmlich durch die biblischen Psalmen in ihm geweckt und genährt wurde.

Nun war die Zeit gekommen, da es galt, einen selbständigen Lebensberuf zu wählen. Gegen die Wahl eines Handwerks sträubte sich seine ganze Seele; er wußte, daß ihm dann keine Muße bleibe, weder für seine Lieblingsneigung des Malens, noch für seinen unauslöschlichen Drang nach innerer Ausbildung. Eine Zeitlang dachte er daran Schullehrer zu werden; ein geliebter Lehrer rieth ab im Hinblick auf die kümmerliche Lage, mit welcher leider auch jetzt noch immer die meisten Volksschullehrer zu kämpfen haben. Er trat einige Wochen in die Handlung eines kleinen Pulsnitzer Kaufmanns; es zeigte sich sehr bald, daß ihm alles geschäftliche Talent abging. Er sah sich, gestützt auf seine gute Handschrift, nach einer Schreiberstelle um; er fand keine. Da tauchte immer unabweislicher der Gedanke in ihm auf, dem Ruf seines Herzens zu folgen und Künstler zu werden. Dieser Entschluß, bei dem Mangel aller Aussicht auf Unterstützung doppelt waghalsig, fand endlich auch die Billigung des Vaters, nachdem ein Dresdener Architekt, Guido, welcher auf einen kurzen Verwandtenbesuch nach Pulsnitz gekommen war, auf Grund der vorgelegten Zeichnungen und Malereien seine lebhafteste Ermunterung ausgesprochen hatte. Professor Seifert,

damals Inspector der Dresdner Kunstakademie, gab seine Zustimmung. Der Würfel war gefallen. Michaelis 1820, also beinahe 16 Jahre alt, trat Rietschel in die unterste Klasse der Dresdener Akademie ein.

Wohl erzählt die Kunstgeschichte von gar mannichfachen Bildungsmühen und Entbehrungen, durch welche sich oft strebende junge Künstler qualvoll hindurchwinden mußten und welchen nur allzu Viele ermattet unterlagen. Aber ein schwereres Loos ist selten einem Künstler geworden, als unserem Rietschel. Und wenn wir heute darüber klagen und trauern, daß eine langjährige Brustkrankheit den Meister mitten in seinem freudigsten und gewaltigsten Schaffen dahinraffe, so wird diese Trauer vermehrt durch die Gewißheit, daß der Keim dieser Krankheit auf die entsetzliche Noth zurückzuführen ist, mit welcher Rietschel mitten in der anstrengenden Arbeit seines ersten rastlosen Strebens und in den Jahren seines schnell aufschießenden körperlichen Wachstums zu kämpfen hatte.

Ich werde es nie vergessen, mit welcher tieführenden Bescheidenheit mir Rietschel einmal von dem Druck dieser seiner ersten Künstlerjahre erzählte. Es war am Vorabend jenes großen Künstlerfestes, mit welchem die Dresdener Künstler im März 1857 den geliebten Meister nach der Vollendung der großen Goethe- und Schillergruppe feierten. Solche Tage der Siegesfreude, die in kleinen Menschen die Eitelkeit reizen, stimmten Rietschel ernst, demuthsvoll und dankbar. Oft hatte der Vater bei freudigen Ereignissen mit Thränen im Auge und mit gefalteten Händen die Bibelworte gebetet: „Was bin ich und mein Haus, daß Du mein so gedenkest?“ Dem Sohn war diese Gesinnung der Leistern seines Lebens geblieben. Er pflegte sich in solchen Stunden mit dem entzückendsten Humor in die Erinnerung vergangener Leiden zu versenken.

Sechs Thaler bildeten das Capital, mit welchem der junge Künstler die Akademie bezog. Er wohnte in einem kleinen einstöckigen Häuschen auf der Oberseeergasse; er theilte seine Stube mit seiner Wirthin, einer alten Waschfrau; seine Schlafkammer war unter dem niedrigen Dach ein kleiner Holzverschlag, im Sommer erstickend heiß und bei schlechter Witterung nicht einmal hinlänglich gegen Regen und Schnee geschützt. Des Mittags hatte er nichts zu essen als Obst und Butterbrod; nur am Sonntag fand er bei einer armen Tante in der Friedrichstadt ein dürftiges Fleischgericht. Aber die Fortschritte in der Akademie, die er mit leidenschaftlichem Eifer besuchte, waren schnell und erlangten die allgemeinste Anerkennung. Aus der unteren Klasse, in welcher die meisten Schüler zwei Jahre, viele noch länger zu sitzen pflegten, wurde er bereits nach neun Monaten in den Gypssaal versetzt. Auf der Ausstellung erhielt er die damals übliche Geldprämie von 25 Thalern. Das zweite Jahr war mit demselben Erfolg gekrönt; nach elf Monaten rückte er in den Actsaal vor und erhielt wieder die Prämie. Sein wackerer Strebensgenosse

und inniger Freund war Julius Thäter, jetzt Professor der Kupferstecherkunst in München, der ebenfalls ein Meister ersten Ranges in seiner Kunst geworden ist.

Endlich hatte sich die äußere Lage etwas besser gestaltet. Der junge Künstler hatte die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregt, seine liebenswürdige Persönlichkeit gewann ihm die Liebe Aller. Es wurden ihm fast für alle Tage der Woche Freitische angeboten; durch Unterrichtgeben und kleine Nebenarbeiten gelang es auch, für eine etwas behaglichere Wohnung sorgen zu können. In diese Zeit fällt das erste fröhliche Ausschauen nach einer tieferen und allgemeineren wissenschaftlichen Bildung, durch welche Rietschel in späteren Jahre sich vor vielen, selbst berühmten Künstlern sehr vortheilhaft auszeichnete und welche leider jetzt die meisten Akademieschüler sträflich vernachlässigen, in der aberwitzigen Meinung, daß die Bildung ihre Naivetät beeinträchtigt. Zum erstenmal lernte er Goethe, Schiller, Shakespeare und die alten Dichter mit verständnißvollster Bewunderung kennen. Ein vorgerückterer junger Künstler, Milde aus Hamburg, führte Rietschel in diese neue Welt ein. Thäter und, einige Monate hindurch, auch der Landschaftler Preller aus Weimar, der aber bald Dresden verließ, nahmen auch an diesen Studien den innigsten Antheil.

Trotz alledem lagerten über der Aussicht in die Zukunft nach wie vor die düstersten Sorgen. Es konnte dem talentvollen Jüngling nicht lange verborgen bleiben, daß sich die Akademie im kläglichsten Zustand befand. Seidelmann, Köhler, Schubert, Lachmann, Hartmann gehörten einer abgelebten Kunstepoche an und hatten auch in ihrem Unterricht nichts Anregendes. Eine glänzende Ausnahme machte zwar Matthäi, dessen sorgfältige Anleitung Rietschel bis an sein Lebensende immer mit dankbarster Verehrung gerühmt hat; aber auch dieser war denjenigen, die nicht in sein Privatatelier traten, verhältnißmäßig fern und unzugänglich. Noch hatte sich Rietschel nicht für einen bestimmten Kunstzweig entschieden. Er dachte daran Maler zu werden, aber er war ohne Hilfe und Rath; denn noch bestand auf der Akademie keine Malerklasse und für die Aufnahme in Matthäi's Privatmalersaal fehlte es ihm an den Mitteln. Ein günstiger Zufall wurde entscheidend. Der Minister Graf von Einsiedel suchte zur Vergrößerung seines Hüttenwerks in Lauchhammer einen geschickten Modelleur und entschloß sich, Rietschel als solchen ausbilden zu lassen. Es kostete Rietschel einige Ueberwindung, ehe er sich an den Gedanken gewöhnen konnte eine freie und selbständige Künstlerlaufbahn aufzugeben, aber die Noth des Augenblicks und die lockende Aussicht, binnen Kurzem in die Schule Danneberg's oder Rauchs zu kommen, siegte.

Es kann wol kaum ein Zweifel sein, daß Rietschel auch ohne diesen äußeren Anlaß die Kunst der Plastik als seinen eigensten Lebensberuf erkannt

und erwählt hätte. Aber wahrscheinlich erst nach langen Irrungen und Umwegen.

Der erste Eintritt Nietschels in die plastische Kunst war dornenvoll. Tausende hätten sich durch einen solchen Anfang abschrecken lassen. Sein erster Lehrer war der Hofbildhauer Professor Pettrich: ein Mann, der nie etwas Anderes als Grabsteine gefertigt hatte und seine Kunst lediglich vom Standpunkt des Steinmehrs betrachtete. Weder im Studium der Antike, noch selbst in den gewöhnlichsten technischen Handgriffen fand Nietschel bei ihm Rath und Anhalt. Gleichwol unternahm er auf Aufforderung seines Gönners und Beschützers schon im Jahr 1826 die Ausführung einer acht Fuß hohen Reputensstatue für den Marktbrunnen zu Nordhausen. Sich selbst überlassen, im peinigenden Widerspruch zwischen Können und Wollen arbeitete er länger als ein Jahr an dieser Statue. Sie ist im Lustschloß Glienecke bei Potsdam wiederholt. Wer heute jene Figur sieht, ohne die näheren Umstände ihrer Entstehung zu kennen, wird sie schwerlich selbst als Erstlingswerk loben. Das Urtheil wird billiger, wenn wir wissen, daß es das Werk eines durchaus rathlosen, aber emsig ringenden Autodidakten ist. Nietschel hat später die bei Pettrich verbrachte Zeit und die Qual mit dem Neptun immer für unnütz verloren gehalten.

Nietschel wurde im Anfang des Jahres 1827 von Graf Einsiedel nach Berlin in die Schule Rauchs geschickt. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler war zuerst nicht erfreulich. Nietschel fühlte sich gedrückt durch das ernste, oft kalte und schroffe Wesen Rauchs; und auch künstlerisch neigte seine weiche, noch unklar befangene Natur weit mehr zu Dannecker. Aber schon nach wenigen Wochen war alles Fremde und Störende geschwunden. Eines Tages überreichte Nietschel dem Meister drei Zeichnungen, welche er von drei eben in Berlin anwesenden tyroler Alpensängern gemacht hatte; sie sind noch im Nachlaß vorhanden und sind von höchst charakteristischer Lebendigkeit und Naturwahrheit. Rauch war überrascht und wurde auf den neuen Schüler aufmerksamer. Ein Relief des Apostels Petrus, das Rauch später in der Treppenflur des Lagerhauses einmauern ließ, mehrte das wachsende Vertrauen. Fortan hegte Rauch für Nietschel das väterlichste Wohlwollen, und der Schüler lohnte es ihm durch die rückhaltloseste Hingebung und die gediegensten Fortschritte. Diese Zuneigung ist bis zu Rauchs Tod unverändert geblieben; sie gestaltete sich im Laufe der Jahre zur innigsten Freundschaft und zur tiefsten gegenseitigen Verehrung. Es ist ein schönes Zeugniß für die neidlose Charaktergröße Beider, für ihr volles Aufgehen in ihrer Kunst.

Es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ohne Rauchs strenge Leitung die Richtung Nietschels eine andere und schwerlich eine glücklichere Wendung genommen hätte. Das tiefe Stilgefühl, das alle Schöpfungen

Nietzsches auszeichnet, stammt lediglich von der Einwirkung Rauchs. Nietzsches erste Studienzeit war in die Blüthe des Nazarenenthums gefallen. Die Kunst der Plastik war zunächst allerdings von diesen Strömungen unberührt geblieben; Thorwaldsen mit seinem griechischen Geist, Rauch mit seiner festen und stilvollen Auffassung und seiner frischen Naturtreue hatten sich fern gehalten von jener übermäßigen Gefühlsweiche. Aber wie später viele andere junge Bildhauer andere Wege wandelten, so lag auch für Nietzsche die Gefahr einer solchen unplastischen Verirrung nahe. An seinem ursprünglichen Zuge zu Dannecker können wir erkennen, daß die milde und fromme Innigkeit Nietzsches, eine so herrliche Mitgift sie bei tüchtiger Schulung war, ungeschult oder wol gar verzogen doch leicht in empfindelnde Schwächlichkeit und unplastische Weichlichkeit hätte verfallen können. Ueberdies hatte Nietzsche, der später vor der ewig maßgebenden Unübertrefflichkeit der Antike mit einer Hingebung und Ehrfurcht sich beugte, welche gerade jetzt wieder bei unseren jungen Künstlern immer mehr und mehr abhanden zu kommen droht, in seinem ausschließlichen Umgang mit Malern sich damals in eine Verachtung der Antike hineiphantastirt, welche schon dem Maler nicht ansteht, einem Bildhauer aber doppelt gefährlich ist. Gegen diese Einseitigkeit kämpfte Rauch mit unnachsichtlicher Strenge. Nietzsche erzählte mir folgenden bedeutsamen Vorfall. Einst war ein Abguß einer Niobe angekommen. Nietzsche war an ihr gleichgiltig vorübergegangen und hatte sich an seine Arbeit gestellt, gleich als hätte sich nichts ereignet. Rauch fragte mit scharfem Ton: „Nun, Sie sagen gar nichts?“ „Was denn?“ entgegnete Nietzsche. „Haben Sie denn draußen das herrliche Werk, die Niobe, nicht gesehen?“ „Welches?“ „Sie haben es nicht gesehen?“ antwortete Rauch gereizter; „nicht wahr, wenn es eine Madonna gewesen wäre, würde sie Ihnen wol in die Augen gefallen sein!“ Rauch schmolte noch einige Zeit. Für Nietzsche wurden diese und ähnliche Hinweisungen eine ernste Mahnung, sich allmählig von dem Bann seiner jugendlichen Anschauung zu erlösen und sich immer tiefer in die unverbrüchlichen Muster der Alten hinein zu leben. Nietzsche hat glänzend gezeigt, daß bei ihm die eine Einseitigkeit nicht ohne Weiteres an die Stelle der anderen trat, sondern daß er sich klar bewußt wurde, wo die feine Grenzlinie zwischen geistiger Nachbildung und bloß äußerer Nachahmung liege.

Mit den steigenden Fortschritten stieg der Arbeitszeifer. Nietzsche war der thätige Mitarbeiter Rauchs an der Dürerstatue, welche zum dreihundertjährigen Dürerjubiläum in Nürnberg aufgestellt sein sollte. Für sich selbst führte er das Modell eines David aus. Da, obgleich noch immer einer der jüngsten Schüler Rauchs, wagte er sich an die Aufgabe, welche zur Concurrrenz für das italienische Reisestipendium ausgeschrieben war. Die Aufgabe war: „Penelope, ihrem den Wagen besteigenden Gemahl Ulysses folgend, wird von

ihrem Vater Scarius gebeten, bei ihr zu bleiben.“ Nietschel gewann den Preis zwei Jahre nach seinem ersten Eintritt in geordneten Unterricht.

Diese Auszeichnung wurde ein tiefgreifender Wendepunkt. Das Reisestipendium selbst konnte Nietschel trotz seines Anrechts nicht erhalten; er war in Preußen ein Ausländer. Aber der akademische Senat empfahl den Preisgekrönten durch ein besonderes Schreiben aufs Wärmste der sächsischen Regierung, und diese bewilligte ihm ein außerordentliches Reisestipendium von zwölfhundert Thalern auf drei Jahre. Und was für Nietschel noch wichtiger wurde, es ward ihm fortan die Möglichkeit gegeben, sich frei zum selbständigen Künstler ausbilden zu dürfen. Graf Einsiedel, erfreut über die großen Erfolge seines jungen Schüglings, entband ihn edel und hochherzig aller Verpflichtungen. Der junge vielversprechende Genius war gerettet. Nietschel hat seinem Wohlthäter sein ganzes Leben hindurch die wärmste Dankbarkeit bewahrt. Graf Einsiedel hat noch die volle Höhe von Nietschels Ruhm erlebt; in seinem Hüttenwerk Lauchhammer sind einige der vollendetsten Werke Nietschels gegossen. Es war eine eigne Fügung des Schicksals, daß der Graf nur wenige Tage nach dem Tod Nietschels ihm in das Grab folgte.

Nietschel ging nicht sogleich nach Italien. Er verweilte noch einige Zeit in Berlin. Um die Weihnachtszeit 1828 überraschte ihn die Nachricht von dem Tod seines geliebten Vaters, den er noch einige Wochen zuvor besucht und durch einige Unterstützungen erfreut hatte; im Schmerz über diesen Verlust componirte er jene schöne Zeichnung „von dem Wiedersehen Josephs mit seinem Vater Jacob, der mit seinen Kindern nach Aegypten zog“, welche später in den Besitz des Herrn von Quandt kam. Im Juni 1829 begleitete Nietschel seinen Meister Rauch nach München, um ihm dort die kolossale Statue des Königs Max vollenden zu helfen; die Bavaria am Postament ist größtentheils von Nietschel's Hand. In München erhielt Nietschel auf Veranlassung Klenze's den Auftrag, in Gemeinschaft mit Schwanthaler, Bandler und Meier an der Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek sich zu betheiligen; ihm gehört die Erfindung und Ausführung des Vasenmalers. Endlich im August 1830 ging Nietschel nach Italien. Aber für diesmal war ihm dort nur ein Aufenthalt von neun Monaten gegönnt. Auf Rauch's Empfehlung hatte Nietschel den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Statue Friedrich August des Gerechten, welche in Dresden errichtet werden sollte, zu übernehmen. Die vier Postamentfiguren, die Cardinaltugenden darstellend, wurden von ihm noch in Rom ausgeführt. Im März 1831 kehrte Nietschel nach Berlin zurück. Dort erwartete ihn der Auftrag einer Büste Luthers für die Walhalla, der ihm um so erfreulicher war, da er noch nie das Glück gehabt hatte, eine seiner Arbeiten in Marmor ausgeführt zu sehen.

Hier schließt die Jugend- und Bildungsgeschichte Nietschels.

Der Künstler selbst hat in seinen letzten Lebensjahren einzelne Scenen derselben für seine Kinder niedergeschrieben. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Familie sich entschließen möchte, diese Mittheilungen auch der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten.

Aus dem Tagebuche eines Garibaldischen Freiwilligen.

1.

Von Genf nach Neapel.

Es war im vorigen Herbst, als ich von Genf nach Turin reiste. Von Genf bis St. Jean de Maurienne fährt man mit dem Dampfwagen. Dann besteigt man die riesenhafte Diligence, welche den Reisenden über den Mont Genis befördert. Das Wetter war regnerisch, und von einer Betrachtung der Gegend nicht die Rede.

Der Bau der gigantischen neuen Eisenbahn blieb unbeachtet und die riesenhaften Ueberschwemmungen wurden nur insofern bemerkt, als eine erst halbfertige Straße, wo es über Stock und Stein ging, eingeschlagen werden mußte — kein Blick in die Ferne, kein Blick hinunter in die Schluchten, nur die vorgespannten 12 Maulesel und 4 Pferde, das Schreien der Treiber und die scharfen Krümmungen des Weges ließen vermuthen, daß der Paß erreicht war. Er wurde auch überstiegen, ohne daß etwas von Interesse vorgekommen wäre, ich mußte denn einen englischen Sonderling dahin rechnen, der unter seinem Regenschirm sein „God save the Queen“ sang. Susa war erreicht. Wir waren in dem Königreiche Victor Emanuels; das Herzogthum, sein Stammland, lag hinter uns.

Einige Stunden später ging ich unter den Arkaden in der Strada di Po in Turin.

Von den vielgerühmten Gefilden Italiens, die sich wie ein prächtiger grüner Teppich vor dem Auge des Beschauers ausbreiten sollten, hatte ich Nichts gesehen, das Klima war unfreundlich, die Luft rauh, fast kalt; kein Wunder, wenn das hübsche Turin auch einen kalten Eindruck machte.

Von Turin fuhr ich, wieder auf der Eisenbahn, nach Genua. Abermals wurden wie in Savoyen verschiedene Tunnel passirt. Nicht lange nach dem